

Was fängt die Jugend mit der Kirche an? Was fängt die Kirche mit der Jugend an?

Von *Bischof Klaus Hemmerle*

Das Thema, das die Überschrift anzeigt, ist ebenso dringlich wie problematisch. Es ist problematisch; denn was ist das: *die* Jugend?, und was ist, im Verhältnis zur Jugend gesehen, *die* Kirche? Und des weiteren: sind das zwei Pole, die je in sich stehen, so daß der je andere nur außerhalb des je einen wäre? Und doch gibt es ein Profil der jetzigen jungen Generation, das sich bei aller inneren Vielfalt abhebt von dem der Jugend etwa zur Zeit der Jugendbewegung, zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, zur Zeit der späten sechziger Jahre. Es gibt ebenso ein Profil von Kirche, das heute nicht einfachhin mit dem zusammenfällt, wie Kirche sich vor oder unmittelbar nach dem Konzil darstellte. Und es gibt ein Interesse und Desinteresse junger Menschen an der Kirche, ein Zugehen auf sie und ein Sichabwenden von ihr – und gibt Aufbrüche, Bewegungen, Krisen, Ratlosigkeiten im Bereich der Kirche bei ihrem Bemühen, ihren Auftrag für die kommende Generation auszufüllen. Wir dürfen sagen: Die Distanz eines Großteils der jungen Generation zur Kirche griff kaum einmal so tief und erfaßte kaum einmal so viele junge Menschen wie heute. Zeichen neuer Unbefangenheit, religiöser Ansprechbarkeit, neuer Solidarität zwischen Hoffnungen und Ängsten der jungen Generation und Grundmotiven christlicher Botschaft – das alles ist gewiß auch nicht zu übersehen. Aber die lautlose Fremde der vielen wird davon nicht erfaßt. Und auch unter jenen, die der Kirche zugetan sind und in ihr sogar mittun, klaffen Abgründe zwischen Lebenserfahrung und Lebenshaltung einerseits und der Botschaft und Norm, welche die Kirche verkündet, andererseits.

Wir wollen im folgenden nicht eine Bestandsaufnahme versuchen, nicht ein praktizierbares Aktionsmodell entwickeln. Alles das wäre wichtig. Aber nicht minder wichtig erscheint uns etwas anderes: eine fundamentaltheologische Besinnung auf das, was Kirche jeweils und gerade heute mit der jungen Generation zu tun hat. Aus solcher Rückfrage heraus werden vielleicht auch die Zeichen der Zeit neu lesbar und deutbar. Mehr als eine Skizze, mehr als dürre Striche können hier nicht gegeben werden. Aber vielleicht sind sie ein Anstoß zum Nachdenken, Weiterdenken oder auch Widerspruch. Die Sache ist wichtig genug, um so gründlich und grundsätzlich wie möglich angegangen zu werden.

1. Der fundamentaltheologische Ansatz des Verhältnisses Kirche – Jugend

Der letzte Vers des Alten Testaments spricht vom wiederkommenden Elija: »Er wird das Herz der Väter wieder den Söhnen zuwenden und das Herz der

Söhne ihren Vätern, damit ich nicht kommen und das Land dem Untergang weihen muß« (Mal 3,24). Es gibt eine alttestamentliche und eine neutestamentliche Bezugsstelle für diesen Text (Sir 48,10; Lk 1,17), und beide Male wird nur die eine Richtung aus der Doppelaussage aufgegriffen: »Das Herz der Väter wieder den Kindern zuwenden.« Das endgültige Gottesheil braucht einen Wegbereiter – Elija, in seiner Kraft Johannes der Täufer (vgl. Lk 1,17; Mt 17,10-13).

Gott handelt an einer bestimmten Stelle der Geschichte. Was er da tut, ist aber nicht nur bedeutsam für den Augenblick. Es ist *Verheißung* auf Zukunft hin und *Bestätigung* schon erfolgter Verheißung. Gottes kommendes Heil bahnt sich eine Straße durch die Geschichte, und nur wer glaubt, wird es nicht als Gericht, sondern als das erfahren, was es sein will: Heil. Dann aber wird die Weitergabe der Kunde vom Heilshandeln, dann wird die Fortsetzung der Glaubensgeschichte mit Gott in die je kommende Generation hinein selber zum Vollzug des Glaubens. Ein Israelit, dem die kommende Generation gleichgültig wäre, dem es nicht darum ginge, den Glauben an Jahwe und sein Wirken im Volk zu überliefern, der schnitte sozusagen seine eigene Geschichte ab, und mehr noch: er schnitte in die Heilsgeschichte Gottes selber hinein, die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht aufs endgültige Heil hin ist. Das ist also die Aufgabe des großen Heilsboten (Elija, Johannes): den Konnex zwischen den Generationen, den Fortgang der Glaubensgeschichte in der Lebensgeschichte des Volkes zu gewährleisten.

Es liegt in der Logik dieses Ansatzes, von Jesus her Johannes den Täufer in der Eljarolle zu lesen. Bleibt die Frage, ob mit Johannes diese Berufung des Elija als abgeschlossen zu gelten habe oder ob sie, verwandelt, weitergehe. Nicht nur die Abschnitte in den Haustafeln des Epheserbriefs und Kolosserbriefs (Eph 1-4; Kol 3,20f.) weisen auf die bleibende Bedeutung des Maleachiwortes hin. Zur christlichen *Communio* gehört die der Geschlechter im Haus und in der Gemeinde hinzu. Aber solche *Communio* ist mehr als nur *ein* Aspekt unter vielen. Wir dürfen uns auf den Missionsbefehl Jesu stützen. Er ist nicht nur synchron, sondern auch diachron zu verstehen, er richtet sich nicht nur darauf, jene, die jetzt leben, zu Jüngern zu machen, sondern er zielt auf Überlieferung, auf Weitergehen der Heilsbotschaft von Geschlecht zu Geschlecht. Der Tauf- und Missionsbefehl und die Verheißung, daß der Herr alle Tage bis zum Ende der Welt bei den Jüngern bleibt, hängen zusammen (Mt 28,18-20). Sicher ist Heilsgeschichte von Jesus Christus her nicht mehr in jenem ausschließlichen oder doch primären Sinn wie bei Israel Volksgeschichte. Daß aber in Jesus Christus das Heil endgültig für alle gekommen ist, macht die Dynamik der Überlieferung nur noch dringlicher. Und diese Überlieferung beschränkt sich nicht aufs Predigen, auf die Weitergabe des *depositum fidei*, so zentral diese ist. Die Botschaft ist Botschaft jener geschehenden Liebe, jener im Herrn eröffneten *Communio*, die *als Communio*, als Liebe, als Einssein

weitergeht und Zeugniskraft gewinnt (vgl. Joh 13,34f. und 17,21-23). Dann aber gelten die über das Verhältnis zur je kommenden Generation alttestamentlich erhobenen Ansprüche und Maßstäbe im Kontext des Neuen Testaments nur um so radikaler. Nur in der Zuwendung zu den Söhnen bewähren und beglaubigen die Väter ihren Glauben. Jugendpastoral im umfassenden Sinn von *Communio* und *Missio* ist dann also nicht nur ein Sparte der speziellen Pastoral, sondern ein Grundvollzug des Glaubens sowohl des einzelnen als auch der Kirche.

Lassen sich aus einem solchen Ansatz von Jugendpastoral Grundstrukturen gewinnen, wie sie zu geschehen hat? Orientieren wir uns an dem Vorgang der *Traditio*, in welcher die *Communio* von Geschlecht zu Geschlecht weiterwächst, als *Communio* des kirchlichen Glaubens, Bekennens und Lebens, gewiß, aber ebenso, dies voraussetzend und von ihm vorausgesetzt, als herzliche Zuwendung der Geschlechter zueinander, als je neue Bekehrung zueinander, auf daß der Herr selber in der Mitte (vgl. Mt 18,19f.) und so das Band auch der Generationen sei.

Christliche *Traditio* ist mehr als ein hermeneutischer Vorgang, in welchem Partner sich gut verstehen und zu einem Arrangement ihres Miteinander kommen. Gerade dieses »Mehr« ist ärgerlich. Das Evangelium ist gegeben, Kirche kann nicht vom Nullpunkt an modelliert werden. Es geht nicht um Beugung der Späteren unter die Früheren, aber um gemeinsame Beugung unter das Evangelium, das schon da und deswegen schon je in den Händen der Früheren ist. Sich so geben, daß darin mehr als das eigene Ich gegeben wird, sich so geben, daß darin die Wahrheit Christi und die verbindliche Erfahrung der Glaubenden vergangener Generationen mitgegeben wird: das ist der nicht aus Freundlichkeit aufkündbare Auftrag der »Väter«, der sie freilich zugleich arg in Pflicht nimmt, sich selbst zu demütigen, klein zu sein vor dem, was ihnen als das Größere überkommen und überliefert ist. Solange christliche Geschichte geht, wird das zeitliche Gefälle der Überlieferung, der diachrone Überschuß des Ursprungs nicht nivelliert werden können und dürfen. Vaterlose Kirche kann nicht Kirche Christi sein.

Aber gerade das, was Vaterschaft im elementaren Sinn unüberholbar sein läßt beim Vorgang der *Traditio*, gibt auch dem der scheinbar anders gerichteten Strömung innerhalb des Evangeliums Recht und Dringlichkeit: »Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel« (Mt 23,9). Durch den einen Vater im Himmel, durch die Verbindlichkeit der einen Botschaft, durch das eine in Jesus Christus gekommene Heil wächst zugleich eine »diachrone Brüderlichkeit«, die alle Generationen umschließt. Vor dem Vater und um den Herrn in der Mitte gibt es nur die alle Geschlechter umfassende Gemeinsamkeit.

Der Vorrang des Gegebenen, der schon gekommenen Botschaft, der schon gestifteten Gemeinschaft und damit die Verbindlichkeit der Weitergabe und

andererseits die Verbundenheit aller im einen Glauben und in der einen Gemeinschaft als Brüder und Schwestern um den einen Herrn: zu diesen beiden Momenten kommt freilich noch konstitutiv ein drittes hinzu, ein andersgearteter Vorrang der Kommenden. Wenn nämlich *Traditio* Liebe ist, dann hat der, dem weitergegeben wird, in solchem Geschehen einen eigentümlichen Vorrang: als der Geliebte soll er gerade er selbst sein, sich selber einbringen können. Es geht um seine Freiheit, um sein Ja, das von ihm ausgeht. *Traditio* darf nichts von dem aufgeben und zerstören, was ihr verbindlich überkommen ist. Sie darf nicht ruhen, bis alles das geborgen, gewahrt, angenommen, angeeignet ist. Aber die Perspektive, aus welcher sie das Weiterzugebende sieht, ist eben die vom anderen, von seinem Selbstverständnis und Weltverständnis, seinen Erfahrungen und Erwartungen her. Nur wer sich eins macht mit dem, welchen er bezeugt, wird die Identität des Bezeugten wahren, wo doch das Bezeugte die Liebe dessen ist, der sich hingeeben, ausgeliefert, mit uns eins gemacht hat.

Traditio ist auf diese Weise höchst unbequem, weil sie sich weder die Auswahl oder Anpassung der Botschaft erlauben noch das Eingehen auf die anderen Verständnis- und Erfahrungshorizonte einer je nächsten Generation ersparen kann. Sicher werden diese in der Begegnung mit dem Evangelium umgebrochen und verwandelt – aber auch die mitgebrachte und hergebrachte Weise, das Evangelium zu sagen und mit ihm umzugehen, wird umgebrochen in solcher Umkehr des Herzens der Väter zu den Söhnen.

Wir können die drei erhobenen Strukturelemente wie folgt formalisieren: Vorrang des »Alten« (des verbindlich zu überliefernden Ursprungs, seiner Botschaft, seines Vermächtnisses) – Vorrang des »Neuen« (der Sprache des Hörers vor der Sprache des Sprechers) – Vorrang des »Einen« (vor dem einen Wort sind Sprecher und Hörer gleichermaßen Hörer und gleichermaßen zum Bekenntnis gerufen). Dieser dreifache Vorrang ist freilich keine Zauberformel, um die Probleme zu lösen, die sich im Vorgang der Überlieferung immer neu ergeben. Wird aber der dreifache Vorrang erst einmal anerkannt, so sind simplistische Lösungen ausgeschlossen. Die Kirche und jene, die sie vertreten, brauchen sich nicht zu genieren, daß sie etwas mitbringen, was es zu erlernen gilt: die unverfügbare Botschaft. Sie haben sich aber ebensowenig zu genieren, selber Lernende zu sein; Kirche hat, zugespitzt formuliert, zur jungen Generation zu sagen: Laß mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.

Wer sich in solcher Bereitschaft einläßt auf eine Weitergabe des Evangeliums und ein Weitergehen der kirchlichen Überlieferung in die nächste Generation, der trägt in sich einen dreifachen provokatorischen Glauben. Er glaubt zum einen: Das ganze Evangelium und alles das, was es an Leben gewonnen hat in der Kirche, ist da für die nächste Generation – ich will es ganz weitergeben. Er glaubt zum zweiten: Das, was für die kommende Generation not tut, das,

woraus sie Leben annehmen, Welt gestalten und Zukunft wagen kann, ist ganz drinnen im Evangelium – im Evangelium gebe ich ihr das weiter, wovon sie leben kann. Zum dritten glaubt er: Das, was das Evangelium braucht, um ganz gegenwärtig werden zu können, ist drinnen in der nächsten Generation, in den Möglichkeiten ihres Denkens und ihres Herzens – die neue Generation bringt Neues für das Evangelium, für sein Verständnis und für seine Lebbarkeit.

So viel darf die Kirche von der Jugend und so viel darf die Jugend von der Kirche erwarten.

Man müßte denselben hermeneutischen Vorgang, den wir von der Kirche her, von den »Vätern« her skizzierten, auch von der Jugend, von den »Söhnen« her skizzieren, um im Sprachspiel des Maleachi zu bleiben. Wir gaben dem Ungewohnten der insgesamt in der Schrift führenden Perspektive den Vorrang: Zukehr der Väter zu den Söhnen, Bekehrung der Kirche zur Jugend, nicht im Sinne eben der Anbieterung oder des gekonnten Ankommens, sondern aus dem heilsgeschichtlich relevanten Vorgang der *Traditio* heraus.

2. Kirche und Jugend: das »Neue« der gegenwärtigen Situation

Während der letzten zwölfhundert, weithin sogar während der letzten fünfzehnhundert Jahre des Glaubens bedeutete im Abendland die Weitergabe des Glaubens an eine je neue Generation einen Vorgang im eigenen Haus. Trotz aller Verwandlungen und Brüche waren die Grundlinien christlicher Überzeugung tief eingezeichnet in das Bild des Menschen und der Welt, mit welchem von Anfang an die je kommende Generation vertraut war.

Vermutlich war der tiefste Einbruch in diesem Zusammenhang die neuzeitliche Idee einer autonomen Freiheit, die nicht nur sich aus sich selber konstituiert, sondern aus ihrem eigenen Vermögen auch Welt und Gesellschaft konstruiert. Auch wo christliche Überlieferung Überzeugungen und Haltungen der Menschen noch prägte, wurden immer mehr Bereiche des Lebens und der Welt von ihrer Voraussetzung abgekoppelt, das funktionale Geflecht des Lebens rückte immer mehr unter die methodische Voraussetzung neuzeitlicher Wissenschaft und Technik, welche die Dinge sehen und konstruieren wollen, wie sie wären, auch wenn es Gott nicht gäbe. Der Boden, in welchen menschliche Existenz von klein auf eingepflanzt ist und in welchem sie ihre Wurzeln treibt, ist immer weniger durchsetzt mit spezifisch christlichen und kirchlichen Vorgaben. Der Funktionsverlust der Familie und deren weitgehende Säkularisierung sind ein folgenschwerer Beitrag hierzu. Nicht mehr die Antithesen zu überkommenen christlichen Thesen bestimmen Welt- und Menschenbild, Ethos und Pathos der heute Heranwachsenden, sondern in vielen Bereichen bereits einfachhin die Abwesenheit christlicher Gewohnheiten und Maßstäbe. Dies läßt jedoch nicht einfachhin eine neue »Unschuld« sozusagen des Heidnischen gegenüber dem Christlichen wachsen, wie wir es in

einem gewissen Sinne in der Epoche der Antike oder in der Situation der Missionierung antreffen. Auseinandersetzung mit dem Christlichen und Abwendung von ihm sind Vorgeschichte eines – man ist versucht zu sagen: – geschichtlichen Karsamstags, einer Abwesenheit des Christlichen von der Tagesordnung des Lebens. Auf einem solchen Hintergrund aber bekommt die Begegnung der jungen Generation mit der Kirche einen erheblich anderen Stellenwert als dort, wo Jungsein bedeutet: den unzerrissenen Kontext einer Überlieferung aufnehmen und in ihm den Text des eigenen Lebens neu formulieren.

Sicherlich, der Bruch mit der christlichen Überlieferung ist nicht durchgängig, immer wieder stößt man hinein in verschüttete Untergründe des Christlichen. Doch die Spolien machen eben keinen antiken Tempel, der Orientteppich kein arabisches und die holzgeschnitzte Heiligenfigur kein christliches Haus. Es bleibt dabei: Die Begegnung von Kirche und Jugend findet, auf die Breite der Gesellschaft hin gelesen, für beide Teile nicht mehr im eigenen Haus statt. Und auch die Jugend, die in der Kirche ist, die sozusagen in ihr auf sie zukommt, bringt solche Fremde in sich mit und muß mit der Fremde der Kirche fertigwerden.

Diese Entwicklung hat sich von langer Hand her vorbereitet, zweifellos. Sie tritt heute aber verschärft zutage und zeigt zugleich eine neue Wendung, von der noch keineswegs ausgemacht ist, in welche Richtung sie führt.

So bedenklich es wäre, tiefgreifende geschichtliche Entwicklungen auf nur eine Ursache oder nur ein Ursachenfeld zu konzentrieren, so zulässig ist es doch, einen Grundzug neuzeitlicher Geschichte eigens hervorzuheben: Die Emanzipation des Subjekts aus ihm vorgegebenen, es ins Ganze zurückbindenden Ordnungen ließ die Idee und in der Folge den realen Versuch wachsen, vom Subjekt her, von seiner Kraft der Selbstobjektivierung her, Gesellschaft und Welt in den Griff zu bekommen, Schritt um Schritt experimentell zu beherrschen und konstruktiv zu planen. Mit den wachsenden Möglichkeiten des Subjekts wuchs auch des einzelnen Abhängigkeit von dem durch ihn selbst mitinszenierten Werk. Freiheit wurde immer inhaltsleerer und zugleich immer angestrongter, sich selbst für die eigenen Entwürfe zu instrumentalisieren. Der Ekel am Leerlauf des Produzierens und Konsumierens, die Fragwürdigkeit einer Freiheit, die in der Welt nur noch ihren eigenen Entwürfen und Gemächten begegnet, die Ermüdung, die der Zugzwang zum »Je-Mehr« des Fortschritts mit sich bringt, die Einsamkeit, wo Kommunikation quantitativ ins Massenhafte wächst, qualitativ aber verarmt, bloß funktional wird: Dies läßt spätestens seit Ende der sechziger Jahre Jugend je skeptisch werden gegen die technisch-wissenschaftliche Zivilisation, deren Stil sich doch tief in ihre eigenen Lebensgewohnheiten eingeschliffen hat. Der Anspruch der Freiheit, aus dem diese Zivilisation erwuchs, stellt sie nun in Frage. Und zugleich stellt diese Zivilisation zunehmend sich selbst in Frage, da sie an die Grenzen ihres

Wachstums stößt und mannigfache elementare Gefährdungen für sich, ja für den Menschen und die Menschheit gebiert.

Wie alles weitergehen soll, wenn es so weitergeht wie bisher, wie alles weitergehen soll, wenn dieses Weitergehen wie bisher sich selbst unterminiert und zerstört: zwei gleichermaßen bedrängende Fragen, zwischen denen die junge Generation steht. Es ist beinahe banal, die Konsequenzen zu nennen: Versuchung zur Resignation, zum bloßen Protest, aber auch Ausschau nach Alternativen, Ausflucht in Traum und Fremde, Suche nach unverbrauchten Ursprüngen, Sprachlosigkeit, aber auch neue Sensibilität, sich selbst anders zu sagen als in bislang üblichen konformistischen und nonkonformistischen Schablonen.

Fragen und Erwartungen an Christentum und Kirche, die stumm geworden waren, werden wieder wach. Aber sie begnügen sich nicht mit den hergebrachten Antworten, sie sind begleitet von Unsicherheit und Furcht, mißverstanden, vereinnahmt, getröstet zu werden. Die Fremde bleibt, aber ins fremde Gesicht der Kirche fällt ein suchender Blick.

3. *Signifikante Erfahrungen junger Menschen heute*

Vieles spricht dafür, daß wir an der Nahtstelle zwischen unterschiedlichen Epochen unserer Geschichte stehen. Die junge Generation von heute macht jedenfalls Erfahrungen, die auf einen solchen Umbruch hinweisen, auch wenn dieser selbst bei solchen Erfahrungen nicht unmittelbar im Blick zu sein braucht. Im folgenden sollen, ohne systematische Ordnung, fünf Beobachtungen wiedergegeben werden, die von Belang sein dürften für die uns aufgegebenen Frage: Wie kann aus der Welt und der Sprache der jungen Menschen heute der Raum und das Wort erwachsen, in denen Kirche und Evangelium morgen Gestalt gewinnen? Wie muß *Traditio* geschehen, damit das Evangelium Wort und die Kirche Raum sein können für die junge Generation?

a) Die Möglichkeiten der Technik, aber auch ihre möglichen Konsequenzen für die Weltgesellschaft und die Wirtschaft, für die Welt der Arbeit und den Atem- und Lebensraum des Menschen, für Konsum und Zerstörung schrecken junge Menschen, lassen – ungeachtet einer weitgehenden Inanspruchnahme der Möglichkeiten der technischen Zivilisation – eine tiefe Skepsis aufbrechen: Droht das, was der Mensch da produziert, ihn nicht zu zermalmen, zumindest aber sich selbst zu entfremden? Genauer betrachtet, bangen junge Menschen um zweierlei zugleich. Einmal um die eigene Freiheit, um den Spielraum, selber das Leben zu entwerfen und die Zukunft zu planen, sie nicht bereits als besetzt mit fertigen Programmen in die Hand gedrückt zu bekommen, ohne Spielräume, oder gar zerstört, ohne die Möglichkeit des Weiterlebens. Zum andern um die Dinge, die uns umgeben, die Kräfte, aus denen wir leben, das

Gleichgewicht des Ganzen, in dem wir stehen und gehen können. »Es gibt...«: Dieser Gegenpol zum »Ich bin« war lange vergessen, erschien als bloßes Material zur Verfügung des Menschen, der immer mehr machen, brauchen und organisieren kann. Nun entdeckt die sich selbst setzende und entwerfende Freiheit des »Ich bin« neu dieses »Andere«. Das Verhältnis zwischen beiden Polen ist oft noch ungelent. Permissive Freiheit und Hütenwollen der Natur durchkreuzen sich mitunter in attraktiv erscheinenden Konzepten. Das »Es gibt« degradiert oft noch zur romantischen Folie des Narzißmus. Nichtsdestoweniger ist es bedeutsam, daß beide Pole ins Spiel kommen. Ihr innerer Zusammenhang muß gelernt und will eingeübt werden, wenn Schöpfung und Erlösung wieder sprechende Inhalte für den Menschen werden sollen.

b) Von außen betrachtet, erscheint es paradox: Je breiter das Angebot wählbarer Möglichkeiten zur Selbstbedienung für den eigenen Lebensentwurf, je weiter die Maschen rechtlicher und sittlicher Ansprüche und gesellschaftlicher Konventionen im Bezug auf das Verhalten des einzelnen, um so tiefer das Unbehagen über Unfreiheit, um so lauter der Ruf nach Freiräumen. Sicher ist es mehr als problematisch, wenn der Rückzug in die windstille Ecke des Privaten propagiert wird, in welche kein ethischer Anspruch mehr hineinreicht und nichts gilt als die jeweilige persönliche Befindlichkeit: Zerreißung der Welt in das Getto des Privaten und das uninteressante bis böse Treiben draußen. Sicher auch gefährlich, wenn solche Freiräume nicht resignativ als Rückzugsecken, sondern aggressiv als ideologische Spielwiesen dienen. Nichtsdestoweniger müssen wir uns der inneren Logik der Erfahrung stellen, die jene Freiheit nicht mehr als Freiheit identifiziert, die ihr formal zwar gewährt ist, die aber kein Wofür erschließt, das über die innere Leere des Funktionalen hinausführt. Gerade die Notwendigkeit dieses Funktionalen wird hier zum lastenden Zwang. Verhängnisvoll, wenn die gesuchte Freiheit verwechselt wird mit einem bloßen Hinausschieben aller Grenzen oder wenn – und dies trifft den Nerv gerade kirchlicher Verkündigung – die sittlichen und geistlichen Normen und Ansprüche in eine Linie gesetzt werden mit jenen technischen und funktionalen Kommandos, die uns vom Es eines Apparates her beständig steuern. Daß Freiräume nicht neutrale Zonen, nicht Niemandsland sind, daß geistlicher Anspruch und sittliche Norm nicht Entfremdung des Selbst bedeuten, dies ist eine der entscheidenden hermeneutischen Aufgaben von Verkündigung und Jugendpastoral.

c) Es gibt freilich eine noch tiefere Verwundung menschlicher Freiheit: Ich will so frei sein, daß ich mir nicht gefallen lassen muß, daß es mich gibt. Sein müssen und auch frei sein müssen scheinen gegen die Freiheit zu stehen. Selbstannahme, Annahme der endlichen Bedingungen der Freiheit werden zum lastenden Problem. Kranksein an der Geschöpflichkeit der eigenen Freiheit: das ist vielleicht die gravierendste Krankheit heute. Sie fordert aber andererseits dazu heraus, neu Selbstannahme und Weltannahme zu lernen. Eine

Anthropologie des Gerufenseins und Beschenktseins gehört in die Frohe Botschaft der Erlösung hinein, sie ist gerade heute fällig, aber auch neu möglich.

d) Es wäre falsch, aus den bislang genannten Erfahrungen die Schlußfolgerung zu ziehen, daß der junge Mensch heute vor allem durch Leiden an sich und der Welt, gar durch Selbstmitleid gekennzeichnet wäre. Solidarität, Verantwortung für die Zukunft, Bereitschaft, sich für ein menschlicheres Leben und seine Bedingungen auch unter Opfern einzusetzen, dies kennzeichnet viele junge Menschen. Machen wir indessen auch in diesem Feld der wahrgenommenen und angenommenen Verantwortung nochmals auf ein Dilemma aufmerksam. Rationales Differenzieren, abwägendes »Ja aber« erweckt bei jungen Menschen im vorhinein den Verdacht, vor radikalen Konsequenzen zurückzuscheuen. Aus dieser Haltung erwächst nicht selten – mit scheinbar konservativem oder scheinbar progressivem Akzent – ein Hang zum Fundamentalismus. Dies gerade dort, wo es um gesellschaftliche Forderungen geht. Ein anderer Zug steht – oft bei derselben Person – in Spannung zu diesem Ruf nach klaren Lösungen ohne Wenn und Aber. Es ist das Drängen nach Redlichkeit und Wahrhaftigkeit im eigenen Leben. Beides scheint sich aufs erste gut zu vertragen, ja gegenseitig einzuschließen. Ein Kontrast ergibt sich aber, sofern der Maßstab solcher Redlichkeit und Wahrhaftigkeit das eigene Befinden und Empfinden wird. Ein zugespitztes Beispiel: Nach solchem Ethos heißt treu sein, genau so lange – aber auch nicht länger – bei einem Freund oder Partner bleiben, wie die Zuneigung spontan das eigene Fühlen bestimmt. Nicht die rationale Reflexion auf eine gültige Norm oder eingegangene Verpflichtung, nicht das Durchtragen gegen Anfechtung oder Zweifel, sondern die spontane, jeweilige Entsprechung zu dem, was sich im eigenen Ich meldet, werden zum Maß. Sicher haben beide Tendenzen gemeinsame Wurzeln: Mißtrauen gegen ein differenzierendes Abwägen, gegen die Mittelbarkeit einer Umstände einbeziehenden und spontane Erfahrungen relativierenden Rationalität. Gesucht wird eine neue Unmittelbarkeit zum sinngebenden und wegweisenden Maßstab. Wie kann das Positivum solcher Unmittelbarkeit, wie kann das Streben nach solcher Offenheit und Redlichkeit Gestalt gewinnen, ohne daß dabei der komplexen Wirklichkeit verfälschende und zerstörende Gewalt widerfährt, ohne daß die Freiheit das ihr aufgegebene verbindliche Wort in die Silben der Jeweiligkeit zerstückt?

e) In weittragende Entscheidungen und vielfache, sich kreuzende Spannungsverhältnisse hineingestellt, soll die junge Generation ihren Weg finden, ohne daß ihr der tragende Boden von langer Hand her gültiger und verlässlicher Erfahrungen und Weisungen geläufig wäre. Wir dürfen nicht übersehen, welcher ungeheuren Anspruch dies bedeutet, welche hohe Anforderung bis zur Überforderung hin dies für den einzelnen bedeutet. Um so erstaunlicher ist es, daß gerade in dieser Situation drei positive Grunderfahrungen sich wieder Bahn

brechen, die den Ansatz bilden können für ein neues Buchstabieren auch des Christentums und der Kirche heute.

Die erste Erfahrung heißt: »Ich bin«. Sicher, dieses »Ich bin« zeigte sich uns als gefährdet, gebrochen, entfremdet. Ich kann nicht sein, wie ich will, ich weiß gar nicht, wie ich sein will, ich bin bald so, bald so – wer bin ich überhaupt? Doch in diesen Fragen, Befremdungen, Nöten tritt gerade der Überschuss des »Ich bin« zutage, der geschlossene Panzer, der das Ich als den Inhaber von Ansprüchen, Rechten und Pflichten umgibt, bricht auf. Sicherlich kann dies alles wieder nivelliert werden in ein pures Anspruchsdenken, das Selbstfindung und Selbstverwirklichung als machbares Programm und eben: organisierbaren Rechtsanspruch versteht. Doch beachtenswerte Anzeichen sprechen dafür, daß die positive Erfahrung, der Aufbruch zu einem neuen Verhältnis zum »Ich bin« tiefer reichen.

Zweite Erfahrung: »Es gibt«. Daß die Welt mehr ist als das Reservoir von Rohstoffen des Produzierens und Konsumierens, daß die Welt der Wegwerfwaren zur Müllhalde wird, daß das, was nicht redet, doch seine Sprache hat, die man nicht im verfügenden Zugriff mundtot machen darf: Dies ist die vielleicht auffälligste Neuentdeckung des letzten Jahrzehnts, auch wenn es da fatale und ideologische Überziehungen und Überzeichnungen, irrationalen Naturalismus und zum Umschlag in Gewalttätigkeit fähige Nostalgie gibt. Dennoch wäre es das folgenschwere Verpassen einer Chance des Menschlichen, wenn der neue Sinn für das Gegebene und Sich-Gebende, für das Andere und Eigene der Welt und der Dinge nicht beim Wort genommen würde. Schöpfung gehört zur Erlösung, Welt zum Menschen, Reduktionen und Nivellierungen sind materiell und ideell zerstörerisch.

Eine dritte Erfahrung: das Mehr. Sosehr aus der neuzeitlichen Kultur und Denkweise das Mißtrauen gegen das zurückbleibt und sich fortpflanzt, was sich nicht im Hier und Jetzt ausweisen, belegen und bewähren läßt, so unübersehbar ist doch auch ein neuer Sinn für das, was über das Machbare und Verfügbare hinausweist. Der Mensch ist mehr und braucht mehr, und ohne dieses Mehr geht Leben menschlich nicht. Sicher gibt es da zwei gefährliche gegenläufige Tendenzen: Die eine möchte dieses Mehr eben doch machen, organisieren, erreichen – ideologische Utopien von einem geschichtlich und gesellschaftlich herstellbaren Reich Gottes. Die andere Tendenz führt zur Spaltung der Welt, zum praktischen Dualismus, der diese Welt und diese Gesellschaft sich selbst überläßt und sich ins reine Innen flüchtet. Und doch ist die Ahnung vom Mehr, der Hunger nach dem Mehr ein Aufbruch des unsterblich Menschlichen im Menschen, dessen Zeichen gut zu hüten und zu lesen und dessen neue Sprache behutsam zu entziffern ist.

4. Weiterführende Perspektiven

Befremdung und Annäherung – Spuren von beiden haben wir gefunden. Die Phänomene zusammenlesen, durch andere ergänzen, ein verlässliches Bild gewinnen, das täte not, doch diese Skizze reicht dazu nicht aus. Wir wollen indessen abschließend drei Stichworte nennen, um Aufgaben anzuvisieren, die nicht an der Oberfläche liegen, wohl aber an die Fundamente rühren. Sie heißen: neue Grammatik, Leib, Weg.

a) Neue Grammatik: Ich bin – es gibt. Beide Grundworte sagen die Erfahrung des jungen Menschen mit sich und der Welt neu. Die Linien müßten weitergezogen werden. Ich bin: Überschuß des Ich über das, was es macht und was man mit ihm macht. Du bist – Überschuß der Begegnung über das analysierbare und steuerbare Geflecht von Abhängigkeiten und Einflüssen. Es gibt – das »Mehr« der Schöpfung gegenüber dem Konstrukt. Wir sind – Gemeinschaft, die sich nicht erschöpft in der Summe der Subjekte, die nur durch Interessen und Funktionen verbunden sind, oder über das nivellierende Kollektiv. Ihr seid – Dialog, der die anderen weder vereinnahmt noch sich ihnen anpaßt, noch in der Abgrenzung erstarrt. Sie sind – der universale Horizont, die Leidenschaft fürs Ganze, für alle, für die Menschheit. Könnte nicht entlang solcher Konjugation des »Ich bin« die Sprache neu gewonnen werden, in welcher der junge Mensch sich einbringt und uns das Evangelium sagen hilft?

b) Leib: Ich und die Welt, ich und die andern, ich als das Geheimnis meiner Ursprünglichkeit und zugleich Gegebenheit – dies kreuzt sich im Leib. Ausdruck und Hingabe, Gestaltwerdung und Durchtragen liebender Beziehung, Öffnung des Ich bis zum Du und des Du bis zum Wir, angenommene Endlichkeit und gewagte Zukunft: das alles gehört hinein in die Leibhaftigkeit des Menschen. Wo sie nicht verstanden und angenommen wird, wo sie nicht bewältigt wird, da bricht der Mensch auseinander. Es kann nicht um »Ermäßigung« moralischer Ansprüche gehen, sondern es geht darum, Menschsein im Leibe neu zu lernen. Eine der vordringlichsten und sensibelsten Aufgaben, vor denen wir nur allzuoft zurückschrecken.

c) Weg: Weil Gottes Offenbarung nicht nur eine Mitteilung von Wahrheiten und Gnaden ist, sondern weil solche Mitteilung im Kommen Gottes zu uns, im Gehen Gottes mit uns, im Teilen unseres Lebens und Hineinnehmen unseres Lebens in das Seine geschieht, deshalb ist Weg nicht Methode, sondern Inhalt der Offenbarung. Und in diesem Weg Gottes und mit Gott teilt sich uns zugleich das Innerste Gottes selber mit, schließt es sich selber uns auf: dreifaltige Beziehung, dreifaltiges Zueinander. Genau aus diesem Grund ist die *Traditio*, ist die Zukehrung des Herzens der Väter zu den Söhnen und des Herzens der Söhne zu den Vätern eben mehr als methodischer Anhang, es ist die Sache des Glaubens und der Kirche. Dann aber geht Jugendpastoral nur als

Weggeschehen und Weggemeinschaft. Weg meint dabei alles eher als die »Ratenzahlung« zerstückten Glaubens oder zerstückter Nachfolge. Gerade aber in der Distanz zwischen unmittelbarer Erfahrung der jungen Generation und überkommener Botschaft wird solcher Wegcharakter von Glaube und Kirche entscheidend. Wegweisung gehört unablöslich hinzu, wir sprachen davon. Aber eben auch gemeinsames Suchen danach, wie dieser Weg dort ansetzt und von dort weiterführt, wo Erfahrung und Verständnis der jungen Menschen einsetzt.

Man gebraucht hier oft das Wort Experiment. Könnte es nicht doch auf eine falsche Fährte führen? Könnte es nicht zu tief verwurzelt sein in jener technischen Zivilisation, die aufgenommen und ernst genommen werden muß, über die aber der Weg der Geschichte deutlich hinausführt? Christsein und Menschsein gehen nicht »auf Probe« (vgl. Johannes Paul II.). Weg ist verbindlich, Weg lebt unter der Voraussetzung, daß das Ziel drängt und so der Schritt nicht beliebig wiederholt werden kann.

Gibt es eine konkrete Gestalt, wie solcher Wegcharakter des Christseins im Übergang der Generationen den dreifachen Vorrang des »Alten«, des »Neuen« und des »Einen« zugleich aufgreift? Es muß da auch an die großen je geschichtlichen Charismen im Leben der Kirche erinnert werden, aus denen neue Weggemeinschaften der Nachfolge, neue Bewegungen und geistliche Aufbrüche entstanden sind. Es ist nicht zu übersehen, daß für eine Annäherung der Jugend zur Kirche solche geistlichen Gemeinschaften, die sich auf ein Charisma der Nachfolge gründen, von höchstem Belang geworden sind. Man mag einwenden, daß sich da doch nur wieder die Frommen anschließen, daß viele, die draußen stehen, gerade dazu keinen Zugang fänden. Es wäre in der Tat eine Engführung, wollte die Kirche sich in ihrer Jugendpastoral darauf beschränken, auf geistliche Gemeinschaften hinzuweisen und sie zu fördern. Und doch darf es auffallen, daß es einfach nicht wahr ist, wenn man sagt, nur *Insider* machten da mit. Recht unmittelbar und radikal gelebtes Christentum überzeugt mehr und integriert auch mehr von den oft so befremdlichen und anderen Erfahrungen des Menschseins heute. Und auch dort, wo es um leises Zuhören und stilles Weggeleit, um Ertasten von ersten Annäherungen und Verstehen von fremd klingenden »Glossolalien« geht, können die großen und überzeugenden Erfahrungen mit dem Evangelium dazu Kraft, Mut und Verstehenshilfen anbieten. Gemeinden, Verbände, Gruppen, offene Jugendarbeit können aus solchen Erfahrungen lernen, bei ihnen anknüpfen. Wer die Stimmen des Geistes in der Kirche versteht, der wird auch leichter die Stimmen des menschlichen Herzens verstehen. Wer mit dem Herrn und seinem Wort vertraut ist, der kann auch für den jungen Samuel der deutende Eli sein. Das Evangelium von innen kennen und das Herz des jungen Menschen von innen kennen – das braucht es, wenn Elija heute die Herzen der Väter den Kindern und die der Kinder den Vätern zuwenden soll.